

# Warum Kinder?

*Von Franz Greiner*

Die Frage, warum Kinder, wurde im Lauf der Geschichte so wie auch heute unterschiedlich beantwortet, die Notwendigkeit von Kindern für die Gesellschaft freilich nie in Frage gestellt. Es ist selbstverständlich, daß es Kinder gibt, wie es Männer, Frauen und altgewordene Menschen gibt. Wer dies in Zweifel zöge, wäre nicht von dieser Welt oder — vielleicht — der Autor einer neuen Science-fiction-Serie.

Die Frage nach dem Kind ging fast immer um die Zahl der Kinder. Anzunehmen, die Alten und unsere Vorväter hätten sich in dieser Frage leichter getan als wir heute, wäre voreilig. Das Problem des Gleichgewichts zwischen Bevölkerung und Unterhaltsmittel hat die Menschen immer beschäftigt, und auch Massenseuchen und Dauerkriege früherer Jahrhunderte lösten die Frage nicht automatisch. Schieder hat das anhand der Peuplierungspolitik Friedrichs des Großen für Preußen sehr schön gezeigt.<sup>1</sup> Das Grundmodell für Bevölkerungspolitik in den alteuropäischen Gesellschaften hat Mackenroth in seiner Bevölkerungslehre ausführlich beschrieben.<sup>2</sup> Es waren immer komplexe Maßnahmen erforderlich, die das Gesamt der sozialen Faktoren berücksichtigten, wenn diese Politik gelingen sollte. Sie arbeitete, um ihre Ziele zu erreichen, wohl mit Zwang, aber in Übereinstimmung mit der Natur.

Die gleiche Frage: Warum Kinder?, heute einem Massai, einem Bambuti, einem Khomeini-Moslem, einem peruanischen Hochlandindianer oder einer zweiundzwanzigjährigen Sekretärin aus Mainz gestellt, wird nicht weniger unterschiedlich beantwortet werden. Viele-Kinder-haben bedeutet Reichtum, viele Kinder mehren die Arbeitskraft, stärken die Sippe, steigern die Wehrkraft. Die peruanischen Indianer werden das nicht bestreiten, aber darauf hinweisen, daß ihnen die Mittel fehlen, um Kinder zu ernähren, und sie auch nicht mehr die Kraft dazu haben, die Hilfe, die ihnen von außen geboten wird, zu nutzen, um sich selbst zu helfen. (Das gilt auch weitgehend für die total erschöpften Völker der Sahel-Zone Afrikas.) Unsere fiktive Mainzer Sekretärin wird — so hoffen wir — antworten, daß sie selbstverständlich Kinder haben möchte, weil sie Kinder gern hat. Auf die Frage, wie viele sie sich wünsche, wird sie nach kurzem Zögern erklären, eines oder zwei.

---

1 Theodor Schieder, Friedrich der Große. Ein Königtum der Widersprüche. Frankfurt/Berlin/Wien 1983.

2 Gerhard Mackenroth, Bevölkerungslehre. Berlin/Göttingen/Heidelberg 1953.

Und wenn sie im Rahmen der statistischen Daten unseres Landes bleibt, wird sie mit Sicherheit hinzufügen: aber erst einmal zehn Jahre Beruf, Kinder später.

Die Antwort, die typisch ist und repräsentativ sein dürfte — die Statistiken unserer Entbindungsanstalten mit den Daten der heute zahlreichen späten Erstgebärenden stehen dafür ein —, weist dreierlei aus: einmal, ein Kind zu haben, gilt als natürlich; dann: es sollen aber möglichst wenige sein, und schließlich bei der Abwägung der Werte: berufliche Tätigkeit, das heißt hier Leben in der Öffentlichkeit ist wertvoller, spannungsreicher und kommunikativer als die private Lebensweise, wie sie mit der Aufzucht und Erziehung von Kindern, wenn sie wirklich gut sein soll, verbunden ist.

Die drei Teile der Antwort verdienen eine kurze Betrachtung. Beginnen wir mit dem Spannungsfeld zwischen privater und öffentlichkeitsorientierter Lebensweise junger Frauen in unserer Industriegesellschaft. Es wäre kurzschlüssig, hier in jedem Falle von materialistischem Denken, Emanzipationsübungen, Freiheitsrausch, Selbstverwirklichungswahn zu sprechen — Haltungen, die den Wunsch nach dem Kind gar nicht erst aufkommen lassen. (Daß es natürlich auch solche Frauen gibt, wird nicht bestritten.) Jedes junge Mädchen, jede junge Frau ist wie jeder Zeitgenosse in eine soziale Ordnung eingebunden, aus der ein Ausstieg mit dem Scheitern eines Lebensweges verbunden sein kann. (Jeder kennt Fälle von »Aussteigern« und weiß, was aus ihnen geworden ist.) Qualifiziert sich also die junge Frau für eine berufliche Laufbahn, dann liegt es nahe, daß sie ihre Fähigkeiten auch an einem Arbeitsplatz gesellschaftlich einbringen will. (Es geht schließlich dabei auch um ihren Lebensunterhalt.) Welche Folgen dieser Einstieg in den Beruf für die späte Gründung einer Ehe hat, übersieht sie zum Zeitpunkt des Berufsbegins nicht. Die Gewöhnung an einen Standard, den ihr der Lohn, womöglich zusammen mit dem Lohne ihres Mannes, sichert, läßt je länger, desto schwerer ein Aussteigen aus der Berufswelt zu. Natürlich — der Einwand ist berechtigt — wir haben heute ein soziales Netz, das so dicht geknüpft ist, daß eine junge Frau häusliche Mutterpflichten und außerhäusige Berufspflichten mit einigem guten Willen erfüllen kann. Unsere fiktive Mainzerin und mit ihr viele andere Frauen erfahren dann in der Berufswelt am Beispiel der Arbeitskolleginnen, welche Belastungen mit der Übernahme solcher sich ausschließender Aufgaben verbunden sind.

Entschließt sich die junge Frau — der zweite Teil der Antwort — nach zehnjähriger Berufstätigkeit ihren Arbeitsplatz auf Zeit zu verlassen, um eine Familie zu gründen, mag es ihr Alter sein, das — geradezu prädestiniert für Risikogeburten — nicht mehr als ein oder zwei Kinder zuläßt. Aber auch in diesem Punkte war die Antwort der Frau eine Absichtserklärung: Sie wolle später einmal nicht mehr als ein oder zwei Kinder. Wenn sie diese Zahlen nennt, so ist das sowohl ein Ergebnis der bei uns prinzipiell anerkannten

Freiheit der Eltern, die Zahl der Kinder selbst zu bestimmen, als auch ein Ergebnis von Zwängen, wie sie die Ausformung unseres Sozialstiles für uns alle mit sich bringt. (Kinder kosten Geld für Schule und Ausbildung.)

Diese eingeengte Freiheit ist (noch) beschränkt auf die Industriegesellschaften in West und Ost. Ihre Geschichte ist keine hundert Jahre alt. Blättert man in den Annalen zurück, dann zeigt sich, daß jenseits des Spannungsfeldes zwischen elterlicher Entscheidungsfreiheit und Aufwandsnorm ein bestimmter Geist der Angst vor der Zukunft besonders die westlichen Völker seit dem Ausbruch Europas aus dem allgemein-menschlichen Muster (Jan Romein) besessen hat und noch besitzt. (Angst vor der Zukunft ist keine neue Erscheinung.) Für dieses Phänomen hat man die Bezeichnung malthusianisch geprägt (nach dem englischen Pastor und Nationalökonom Robert Malthus, gestorben 1834, der unter großem Beifall seiner Zeitgenossen verkündete [1798], wenn die Geburten nicht beschränkt würden, müßten wir verhungern, denn die Bevölkerungen schreiten in geometrischer, die Unterhaltsmittel in arithmetischer Reihe fort). Alfred Sauvy, der langjährige Präsident der Bevölkerungskommission der UN, hat zusammen mit P. Lestapis SJ sich eingehend mit dem »esprit malthusien« befaßt. Die Devisen dieses »Geistes« lauten: Sicherheit für alle, keine Experimente, am Bestehenden nichts ändern. »Der Malthusianer hat häufig für den Augenblick recht«, schreibt Sauvy, »auf weite Sicht gesehen nie. Er verengt seinen Blick derartig, daß er über seinen erbärmlichen begrenzten Vorteil begeistert ist.« Nach Sauvy kennt der Malthusianer keine schöpferischen Aufgaben. Weil er sie nicht sehen wolle, sehe er sie auch nicht. Er kenne nur den Augenblick und den Konsum des Augenblicks.

Man mag das Urteil Sauvys für übertrieben halten, hier — bei unserer Überlegung — sollte nur angedeutet werden, daß jenseits der sozialen Zwänge die Geschichte dieses Ungeistes nach wie vor bei uns wirksam ist. (Malthus' düstere Prognosen sind übrigens niemals eingetroffen. Das soll nicht heißen, daß die Welthungerprobleme bagatellisiert würden. Nur soviel: Mit dem Mittel der Geburtenbeschränkung allein werden sie nicht gelöst.)

Zum ersten Teil der Antwort: Unsere fiktive Mainzerin will Kinder, weil sie Kinder gern hat, weil sie sie liebt. Fragte man sie warum, wäre sie erstaunt: das sei doch selbstverständlich. Trotzdem — sieht man von den eingangs erwähnten kurzen Hinweisen ab — bleibt die Frage: warum Kinder? Es gibt sehr schöne Begründungen. Marguerite Léna hat in dieser Zeitschrift (5/84, S. 426) geschrieben: »Allein schon durch sein Dasein bietet das Kind der punktuellen Liebesbegegnung eine unvorhersehbare Zukunft und eröffnet es eine Geschichte. Seine Erziehung ist ein Dienst, der Dauer im Sinne Bergsons fordert. In der Erziehung geht nichts verloren und wird alles geschaffen. Diese Aufgabe kann nur übernehmen, wer glaubt, daß ein Kind ein Wort zu sagen hat, das noch niemand gesagt hat, ein Versprechen, das einzuhalten

ist.« Hans Urs von Balthasar nennt als den tiefsten und letzten Grund für die unübersteigbare Größe des Kindes das Faktum, daß Gott Mensch gleich Kind geworden ist und daß Jesus Christus auch als Erwachsener das bleibende Kind des Vaters ist (vgl. S. 101).

Das sind freilich Begründungen für die Größe und Notwendigkeit des Kindes, die nur mit den Augen des Glaubens erkannt werden. Bleiben wir im Erfahrungsbereich unserer agnostischen Umwelt und nehmen wir einige Sätze zur Kenntnis aus einem Gutachten des schwedischen Riksförbundet für Sexuelle Upplysing: »Menschen wählen ein Kind nicht nur um eines Kindes willen, sondern es ist nicht selten eine Waffe, mit der ein anderer fester gebunden werden soll . . . Menschen wagen jeden Preis, um das Risiko eines Kindes zu vermeiden; sie riskieren aber gleiche Gefahren, um sich mit einem Kind gegenseitiges Vertrauen zu beweisen . . . Irrationale und emotionale Faktoren sind stärker als rationales Denken.«

Was in diesem Erfahrungsbericht mit »irrationalen« Faktoren bezeichnet wird, ist nichts anderes als die urplötzliche Erkenntnis der Möglichkeit, daß der über sich hinausweisende Akt einen Menschen schafft.